

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 88.

Donnerstag, 13. April.

1916.

Um Ehre und Leben.

(14. Fortsetzung.)

Roman von Paul Blig.

(Nachdruck verboten.)

Die Blut stieg ihr ins Gesicht. — „Um mich Sorge dich nur gar nicht“, antwortete sie hebelnd und sah ihn mit stolzen Blicken an, „über kurz oder lang wären mir die Augen doch aufgegangen. Ich kann mich wohl irren, aber nie würde ich vergessen, was ich mir und unserem Namen schuldig bin. Das merk' dir gefälligst!“

Nun legte er sich aufs Bitten.

„Sei doch nicht so hart, Schwester, gib mir doch das Geld, ein einziges Mal noch! Lumpige dreihundert Meter nur!“

„Nicht einen Pfennig!“

„Ich bitte dich, Lucie! Auf Wort, dies eine Mal nur noch!“

„Nein!“ — hart und kalt klang es.

Da riß ihm die Geduld.

„Nun gut, so werde ich der Mama erzählen, wie du dich herumgetrieben hast!“ flüsterte er mit heiserer, haßerfüllter Stimme.

Voll unfählicher Verachtung blickte sie ihn an.

„Das sieht dir ähnlich! Oh, du erbärmlicher Kerl! — Gut, wenn dir die Ruhe und Gesundheit deiner Mutter so gleichgültig ist, dann geh' hin und bringe dein Geheimnis an. Bitte, bitte, ich halte dich durch, aus nicht, ich werde mich schon rechtfertigen vor Mama. Aber wenn du glaubst, auf diese Art Geld von mir zu erpressen, dann hast du dich sehr getäuscht. Nun erst recht nicht! Nicht einen Pfennig!“

Gleich vor Ärger und Wut mit zusammengepreßten Lippen, so stand er da und stierte sie an. Er sah ein, daß er machtlos, ganz machtlos war. Und er ärgerte sich, daß sein Zorn ihn so hingerissen, daß er sich selbst solche Blöße gegeben hatte.

Endlich hatte er die Beherrschung soweit wiedergefunden, daß er ruhiger sprechen konnte.

„Nun gut“, sagte er kühl, „so wird mir eben ein anderer helfen!“ Knallend warf er die Tür ins Schloß und ging fort.

Angstvoll kam die Mama herein.

„Mein Gott, was hat es denn wieder zwischen euch gegeben?“

„Er wollte Geld, wie gewöhnlich.“

„Gätest du ihm doch nur noch einmal gegeben!“

„Nein, Mama, er muß sehen, daß er von hier nichts mehr zu erwarten hat, sonst wird er nie solid und ordentlich.“

„O Gott, der arme Junge, was soll er denn jetzt nur beginnen?“

„Einschränken soll er sich, Mama.“

Sorgenvoll und leise weinend ging die alte Frau hinaus.

Von dem Tage an wich Kurt jedem Gespräch und möglichst auch jeder Begegnung mit der Schwester aus.

Immer drückender lastete der Zwang des Geschäftslebens auf ihm. Nun arbeitete er bald ein halbes Jahr im Bureau, und noch immer konnte er sich nicht an das Einerlei des Betriebes gewöhnen. Immer wieder

kam die Lust des Soldaten in ihm zum Durchbruch. Wieviel anders stände er jetzt da, wenn er noch des Königs Rod trügel! Zwar mußte er sich auch dort dem eiserernen Gesetz der Disziplin fügen, aber das tat er gern, denn er war doch mit Lust und Liebe bei der Sache, während er hier nur dem Druck gehorchte. Fürchterlich war diese Quaal! Täglich empfand er sie mehr. Nie, niemals würde er sich daran gewöhnen! Das war ihm immer mehr klar.

Dazu kam jetzt noch die Geldsorge. Er war durch Büdnis mit einigen wohlhabenden jungen Leuten bekannt geworden, die ebenfalls hier als Volontäre beschäftigt waren; man hatte einige nächtliche Expeditionen unternommen, das war ziemlich kostspielig gewesen, und nun war der letzte blaue Schein, den Mamachen vor vierzehn Tage ihm zugesteckt hatte, fast draufgegangen. Was nun? Woher nun Geld nehmen?

Gerade jetzt war ihm die Geldnot sehr peinlich, denn er wollte die Bekanntschaft dieser jungen Leute, die von Hause sehr gut dotiert wurden, nicht wieder verlieren; wenn er aber mit ihnen weiter verkehren wollte, mußte er eben Geld haben, um standesgemäß auftreten zu können.

Also war er in großer Sorge und lief mit einer niedergeschlagenen Miene umher.

Jensen, mit dem er täglich ein Stündchen verplauderte, merkte sehr bald, was los war.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte er ihn eines Tages direkt. „Seien Sie mir ganz ehrlich! Ihnen fehlt doch etwas! Sagen Sie's nur, vielleicht kann ich Ihnen helfen.“

„Nee, Sie können mir nicht helfen“, antwortete Kurt mislaunig.

„Wer weiß, vielleicht doch“, klang es lächelnd zurück.

„Wieviel brauchen Sie denn?“

Erstaunt sah Kurt auf.

Der andere nickte ihm fröhlich zu. — „Na, also schießen Sie nur los.“

„Nee, nee, danke, das wollen wir lieber lassen.“

„Nun, wenn Sie kein Vertrauen zu mir haben, aufdrängen will ich mich natürlich nicht.“

Kurt schwieg und dachte nach. Vielleicht war von hier doch Hilfe möglich. Endlich sagte er ein wenig kleinlaut: „Soviel, wie ich brauche, können Sie mir doch nicht geben.“

„Sapperment, stecken Sie denn so tief in der Klemme?“

„Nun ich brauche zirka tausend Mark!“

„Donnerwetter, das ist ja ein Dicksen happig!“

„Na, sehen Sie wohl.“

„Und die müssen Sie haben?“

„Sawohl.“

Jensen kann ein wenig nach. Dann begann er wieder: „Sie brauchen sie bald?“

„Am liebsten gleich, und bemerke voraus, ich wüßte auch nicht einen bestimmten Termin zu nennen, bis wann ich sie zurückgeben kann.“

Wieder schweig der andere ein paar Augenblicke, dann war er mit sich schliessig. — „Nun gut, Sie sollen morgen das Geld haben“, erklärte er bestimmt.

Kurt war nun doch ein wenig betroffen. Er hatte, weil er von Anfang an nicht so recht auf eine Zukunfts- hoffte, eine viel höhere Summe genannt, als er eigentlich benötigte; als nun die Bewilligung wider Erwarten doch erfolgte, war er ein wenig peinlich berührt und wusste nicht gleich, ob er zugreifen konnte.

Erstaunt sah Jensen ihn an. „Nun, was ist Ihnen denn?“

Mit einem verlegenen Nicken erwiderte er: „Eigentlich wäre das doch ein starkes Stück von mir, denn wir sind doch erst seit einigen Monaten näher bekannt miteinander.“

„Aber ich hoffe, daß wir uns in wiederum einigen Monaten noch viel näher getreten sind, daß wir sogar schon verwandt sein werden“, antwortete Jensen mit freudigem Erröten.

Kurt blinnte erleichtert auf. „Ja, so — dann allerdings —“ das hatte er gar nicht in Betracht gezogen. Das gab der Lage ein anderes Bild.

„Nun, zögern Sie auch jetzt noch?“ — Gutherzig und fröhlich sah Jensen seinen zukünftigen Schwager an.

„Also, wenn Sie das Geld wirklich leicht entbehren können und wenn Sie mir helfen wollen, nun ja, dann nehme ich Ihr lebenswichtiges Anerbieten an.“

Wieder lächelte der andere. — „Ein Kapitalist bin ich nun gerade nicht“, entgegnete er, „aber ich habe schon ganz hübsch gespart, und wenn ich Ihnen damit helfen kann, so tue ich es natürlich sehr gern.“

Dankbar reichte Kurt ihm die Hand hin. — „Die Sache bleibt natürlich streng unter uns, wie?“

„Das ist doch selbstverständlich!“

Damit war die Angelegenheit erledigt.

Am nächsten Tage empfing Kurt den braunen Kappen.

Von nun an war seine schlechte Laune wie weg- geweht, er konnte lachen und scherzen, als drückten ihn nicht die geringsten Sorgen mehr.

Und doch ging gerade jetzt eine Veränderung in ihm vor: er war von nun an Jensen gegenüber von leichter Befangenheit, und wo er nicht gerade mit ihm zusammenzutreffen brauchte, miß er seine Gesellschaft nach Kräften.

Als jedoch das Weihnachtsfest herankam, sorgte er dafür, daß Jensen eingeladen wurde.

Wieder stand Lucie ihm gegenüber. Wieder sah sie nun ganz deutlich und fühlte es auch, daß seine Liebe zu ihr echt und unvergänglich war. Aber wieder trat sie ihm mit keinem Schritt näher. Und heimlich fragte sie sich kummervoll, wohin das noch führen sollte.

Jensen jedoch war schon vorerst zufrieden, daß sie ihn mit Freundschaft behandelte, das andere erwartete er von der Zeit.

Später, als Mutter und Sohn allein waren, sagte Kurt: „Mir ist Lucie direkt ein Rätsel, weshalb will sie denn nicht zugreifen? Da wäre ihr doch mit einem Schläge geholfen. Und Jensen ist doch ein sehr anständiger Mensch.“

Mamachen aber vertröstete ihn auf später, so etwas wolle reiflich überlegt sein.

Da zuckte er die Schultern und ließ die Sache gehen, wie sie wollte.

* * *

Die Saison der Bälle und Festlichkeiten begann.

Wenn Lucie, die nun seine Weißtuckereien für ein solides, altes Haus anfertigte, in die Stadt mußte, ihre Arbeiten abzuliefern, und dann vor den Theatern und vor den Portalen der vornehmen Häuser die eleganten Wagen und die festlich gekleideten Menschen sah, dann erböte sie immer wieder bis ins innerste Mark hinein — — — auch sie verlangte es ja voll brennender Sehnsucht nach dem Leben, nach der Freude, nach der Schön-

heit. Sollte sie denn ihre Jugend, ihr bißchen Lebens- lust ganz und gar verkümmern und vertrauern? Jammervoll wäre das doch.

Oft stand sie minutenlang vor den Fenstern der großen Modebasare und betrachtete die ausgestellten Gesellschaftsroben und Röcke und Schmuckstücke mit wahrem Reiz. Und dann dachte sie an die Zeit, als sie daheim in der kleinen Stadt so festlich geschmückt und gepusht zum Ball ging; da waren alle jungen Herren huldigend um sie herum gewesen, hatten ihr die zartesten Aufmerksamkeitserweisen und sie nach Kräften hofiert, denn jeder sah in ihr die einzige Tochter eines wohlhabenden Mannes. — glücklich war sie gewesen, — die Königin aller Feste. Und nun? Ach, du lieber Gott, nun war sie verschwunden vom Schauplatz all der Jugendlust und Fröhlichkeit, nun war sie vergessen von allen, einsam in all ihrem heimlichen Kummer. — — — Die Tränen kamen ihr. Und schnell trat sie aus dem Lichtkreis der erhellen Fenster, sah sie ihr Pädchen mit Arbeit fester und schlich an den Häusern entlang, wo niemand sie beobachten konnte. — — Das war nun ihr Los. — Im Dunklen, glücklich und verbittert, mußte sie nun durchs Leben wandeln.

Aber sie biß die Zähne zusammen und drängte die Klagen, die sich schen und verstohlen immer wieder hervorwagten, energisch zurück.

Weiter, mutig weiter, auf dem rechten, auf dem geraden Weg! Und wenn er auch oft voll Dornen war und oft von dunklen Wölfen beschattet, immer konnte er ja doch das nicht bleiben! Auch für sie mußte ja doch auch noch mal ein Leben voll Sonne anbrechen. Das fühlte sie, denn endlich mußte sich das Wahre und Tüchtige und Brave im Leben ja doch mal durchringen, — darauf hoffte sie, das glaubte sie und das erhielt ihr den Mut und die Kraft.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Kühlungsanlagen für Kriegszwecke. Die Kälteindustrie, deren großzügige Ausgestaltung erst in den allerletzten Jahren erfolgte, die sich in eben dieser Zeit immer neue Arbeitsgebiete zu erwerben wußte und die in der Lebensmittelversorgung der kommunalen und staatlichen Organisationen bereits der gewichtigste Faktor für den Ausgleich zeitweiliger Störungen in der Zufuhr geworden ist, hat gerade im Krieg ihre Möglichkeiten am weitgehendsten zu entfalten vermocht. Hier ist vor allem die ganz besondere Inanspruchnahme der Kälteindustrie für die Sprengstoff- und Schießpulverfabrikation, die Munitionskühlung und für die günstigste Einrichtung von Festungen hervorzuheben, die der Kältetechnik eine erweiterte Bedeutung geschaffen hat. Die für die einzelnen Anwendungen geeigneten Maschinen, zu denen sich bei feinerer Anpassung immer neue Typen gesellen, stellen bereits einen ganz speziellen Zweig der Kältetechnik dar. Die bei der Schießpulverfabrikation nötige Verarbeitung der Nitroglycerinsäure verlangt, wie Ludwig Girsch in der Chemiker-Zeitung ausführt, zur Verminderung der Explosionsgefahr eine Abkühlung auf mehrere Grad unter Null. Der ebenfalls dabei gebrauchte Alkohol und das Aceton müssen schon vorher mit Kälte behandelt sein. Ebenfalls zur Vermeidung der Selbstentzündung, die bei den jetzt meist angewandten rauchlosen Pulversorten sehr leicht eintritt, werden die Munitionskammern der Kriegsschiffe mit Kältemaschinen gekühlt, wie sie nun auch in den Tropen ein Verlangen unmöglich machen, und von den gewöhnlichen Kompressions-Kältemaschinen stark abweichen. Die gleiche Schiffskühlanlage versorgt auch die Provianträume mit den entsprechenden niedrigen Temperaturen, erhält das Trinkwasser frisch und erzeugt Kunsteis für Küchen- und sanitäre Zwecke. Große Anlagen wurden in den letzten Jahren allmählich in den Festungen eingerichtet, die im Falle einer Belagerung mithelfen können, durch Konser- vierung leicht verderblicher Nahrungsmittel die Verteidigung zu stärken und die den Bau großer Lebensmittelspeicher erst gestatten. Rußland hatte Grodel, Nowo-Georgijewsk und Drest-Bitonk in dieser Beziehung glänzend ausgestattet und hatte für Nowo bei Kriegsbeginn bereits eine Kälteanlage

von stündlich 300 000 Tef. in Deutschland stehen, die nun die umgekehrte Frontstellung einnimmt. Rumänien könnte die durch mangelnde Ausführungsmöglichkeit angekapelten Lebensmittelvorräte ohne seine bedeutenden Gefrieranlagen in Galatz und Turn-Severin nur schwer erhalten. Die gesamten Clappengebiete, die festen und fahrenden Lazarette haben ebenfalls den Bau großer Anlagen für die Eiszerzeugung veranlaßt, die für die Hygiene im Felde von größtem Einfluß sein können. (Zens. Bl.)

Frühling in Rußland. Man schreibt uns von der Ostfront: Tage, Wochen haben wir hinter uns, die Strapagen brachten, wie sie nicht zu ertragen schienen. Sechzehn bis zwanzig Pferde wurden erforderlich, die Munitionswagen und Geschütze durch die Schneewehen von 8 bis 4 Meter Tiefe und über die vereisten Höhen zu bringen. Wenn in einem Tage 8 Kilometer zurückgelegt werden konnten, war's viel, und Mensch und Tier waren erschöpft bis zu dem Stadium inneren Empfindens oder vielmehr Nichtempfindens, das vollständig abgestumpft gegen alle Bedürfnisse des Daseins, nichts ersehnt als Ruhe, Schlaf, Schlaf. Und über die Höhen brauste ein grausamer, zorniger Sturm, der Schneeflöden brachte, die Eisnadeln waren. Eisnadeln, die uns die Gesichtshaut in Fetzen rissen und gegen die selbst die hartgewohnten braven russischen Pferde, die sonst so willig sind, nicht ankämpfen wollten. Und ein Tag kam über Nacht, da es von den Höhen linker wehte und Schneeschmelze brachte. Schneeschmelze mit Regengüssen bei kaltem Nachtwinde, der alles am Morgen spiegelglatt vereiste und die Wege unseres verlassen, in einer Talnieder liegenden Dörfchen im Giebach wandelte. $\frac{1}{2}$ —1 Meter tief und tiefer. Wohnstätten und Ställe kamen in Gefahr, überschwemmt zu werden; daß die Kanoniere Tag und Nacht arbeiten mußten, mit Bidel und Spaten den Wassermassen Abfluß zu schaffen. Und — die Spuren des Krieges, die der Schnee gnädig und pietätvoll verdeckte, tratenutage. Neben Pferdeleichen am Wege kreisten krächzend Schwärme von Nebelkrähen und Raben, die schreiend und schimpfend auseinanderstoben, wenn ein Geier, der Stärkere, nahte, sein Mahl zu halten. Wo die Wassermassen zu Tal geschossen, ließen sie tiefen, luetenden, lebenden Schlamm, schlimmer noch als Schnee und Wasser und Eis. — Und wieder über Nacht ist der Frühling gekommen! Nacht die Sonne, die wir seit Wochen so schmerzlich mißten. Eine Wunder wirkende wärmende Frühlingssonne. Nacht blauend von den Höhen herab in unser stilles, kleines, schmutzstarrendes, russisches Dorf. Dampfsassen, Meisen, Finken, Stieglitze und Spatzen hat sie erweckt, die ihre jubelnden Zwitscher-, Triller- und Pfeistöne zu den Wolken und zu uns herabschallen lassen und steghaft das Getöse der Raben und Krähen überdönen. Und wir? Ja, wir lachen und jubeln mit! Freuen uns der herrlichen, belebenden, warmen, goldenen Sonne, vergessen die Wochen schwerster Strapagen, die hinter uns liegen; waten spielend wie die Kinder in tiefem Schlamm, den wir ja passieren müssen, wenn einer zum andern will. Vergessen, daß heute nacht uns noch der Tod lauernd umschlich und daß er in ein paar Stunden wiederkommt auf seinen Schleiwegen, wie jede Nacht oder granatenkaufend wie jeden Tag, und fühlen nur die eingige große Freude über die lachende Frühlingssonne; nur das große, einige Hoffen, leise durchgittert vom Sehnen nach der Heimat, nach Weib und Kind, — nach Frieden! Und wenn, was sicher ist, morgen wieder der Eissturm von den Höhen braust und aufs neue der Kampf entbrennt zwischen Winter- und Frühling, gleich heiß, wie der Mensch gegen Mensch — dieser einzige herrliche Frühlingstag heute hat uns gestärkt für viele lange Wochen. (Zens. Bl.)

Eine englische Wittertabelle über die bisherigen Zeppelinangriffe. In der nach wie vor für die Engländer so aktuellen Frage des Schutzes vor Zeppelinangriffen spielte die Meinung, daß die Zeppeline außerordentlich von den augenblicklichen Witterungsverhältnissen abhängig seien, eine große Rolle. Da die Abwehrmaßregeln der Seeresverwaltung fast immer völlig versagten, suchte man sich durch die verschiedensten Theorien über das „Zeppelinwetter“ künstlich zu beruhigen. So besagte die Mondscheintheorie, daß die Zeppeline nicht kämen, wenn der Mond im zweiten und dritten Viertel stehe; die Temperaturmethode, daß bei niedriger Temperatur die Höhenluft für die Zeppeline zu kalt sei; die Windtheorie, daß der Wind, der den Staub auf der Erde aufwirbele, für die Zeppeline zu stark sei; die Windrichtungstheorie, daß bestimmte Winde das Herankommen der Zeppeline über der Nordsee unmöglich machten; die Wolkentheorie, daß dicke

Wolken ein Hinderungsgrund seien; die Nebeltheorie, die Regentheorie und endlich die Schneetheorie. Bei all diesen Theorien ging man von der beruhigenden Annahme aus, daß die Zeppeline durchaus vom Wetter abhängig seien, daß sie nur bei ruhigem und trockenem Wetter und in dunklen Nächten anzugreifen vermögen. Um diesem Selbstbetrug, mit dem die Regierung ihr Unvermögen, das Volk vor den Zeppelinangriffen zu beschützen, zu verhüllen sucht, ein Ende zu machen, veröffentlicht nunmehr der „Daily Chronicle“ eine in England viel erörterte Wittertabelle über die bisherigen Zeppelinangriffe, die zeigt, daß alle die genannten Theorien sich in Wirklichkeit als null und nichtig erwiesen. Das Blatt zählt 21 Zeppelinangriffe gegen England auf, die einer genauen Wetterbetrachtung unterzogen werden. Danach ergibt sich, daß die Zeppeline in völliger Nichtachtung der Mondscheintheorie in jeder überhaupt möglichen Mondphase erschienen sind. Auch der Wind behinderte sie nicht, da sie alle Windarten vom leichsten Lüftchen bis zur „starken Brise“ mitmachten. Das Thermometer zeigte während der Zeppelinangriffe die verschiedensten Temperaturen, von winterlichem Frost bis zu sommerlicher Hitze. Der Himmel war sowohl blau wie auch völlig von Wolken bedeckt. Bei verschiedenen Luftangriffen gab es Nebel, sehr häufig Regen und während des letzten großen Angriffs am 5. März herrschte ausgesprochen widriges Winterwetter mit heftigen Schneefällen und wirbelnden Winden. So ergibt sich dann, wie der „Daily Chronicle“ ausführt, bei genauerer Prüfung ein vollkommenes Vanferot aller Beruhigungstheorien über das Zeppelinwetter. Die Wittertabelle, die dies bekräftigt, wurde unter Kontrolle der Londoner Meteorologischen Station zusammengestellt. Unter den 21 Zeppelinangriffen gingen zwei bei starkem Wind mit einer Stundengeschwindigkeit von 25—31 englischen Meilen vor sich. Bei drei Angriffen herrschten etwas mäßigere Winde mit 13—18 Meilen in der Stunde. In drei Fällen war die Windrichtung S. S. W., in zwei Fällen S. W., in vier Fällen N., in drei Fällen O. S. O., in drei Fällen S. O., in einem Falle nur Ost, in einem anderen Falle N. N. O. Die Temperatur wechselte von 34° bis 68° Fahrenheit. In drei Fällen fiel starker Regen, in einem Fall herrschte dichter Nebel, in drei Fällen war der Himmel dunnverhüllt, in drei Fällen zu drei Vierteln mit dicken Wolken bedeckt und in einem Fall herrschte dichtes Schneetreiben. Die meisten Angriffe wurden bei Neumond unternommen oder im ersten und letzten Viertel des Mondes. In drei Fällen war die Nacht völlig mondlos, in einer Nacht war Vollmond. Der „Daily Chronicle“ schließt mit der Warnung, sich nicht auf das Wetter zu verlassen, da die Zeppeline ihre fast vollkommene Unabhängigkeit in dieser Richtung erwiesen haben.

Frankösisches Frage- und Antwortspiel. Allen Maßregeln der französischen Zensur zum Trotz dringt die Kunde von den Mängeln der verwaltungstechnischen und militärischen Organisation auf den verschiedensten Wegen in die Pariser Presse, die nicht mehr vor den vielen Klagen aus allen Kreisen der Zivilbevölkerung und des Heeres Augen und Ohren zu verschließen vermögen. Neuerdings eröffnete Louis Forest im „Matin“, der sich schon seit einiger Zeit in schärferer Tonart über eine Anzahl von Anklagen unter der harmlosen Form eines feuilletonistischen Frage- und Antwortspiels, „Barum“, fragt der „Matin“, erhält die Gendarmerie in den Bezirken Paris und Seine-et-Oise die regelmäßigen Feuerungsanschläge in voller Höhe an jenen Orten, wo die Lebensbedingungen sich nicht verteuert haben, andererseits aber keine Zulagen an den Orten, wo die Preise sich verdoppelt und verdreifacht haben? „Weil“, lautet die Antwort, diese Zustände schon seit 50 Jahren herrschen, und weil man in Frankreich gewöhnlich nicht einsteht, warum etwas, das schon lange besteht, jemals umgeändert werden sollte.“ „Warum werden die Kriegsauszeichnungen im Felde in würdiger feierlicher Weise von den hohen Offizieren verteilt, in einem Pariser Bazar aber von dem Oberarzt ohne jedes Zeremoniell in beschämend gleichgültiger Weise den Empfängern übergeben?“ „Weil der Oberarzt in Paris während darüber ist, daß er selbst keine solche Auszeichnung besitzt!“ „Warum will man nicht nach dem Kriege Anstalten treffen, durch die man die Auszeichnungen von Zivilisten und Militärs in gerechter Weise unterscheiden kann?“ „Weil die Zivilisten das nicht wollen!“ „Warum wurden in einem bestimmten Abschnitt der französischen Front die Winterquartiere erst am 12. März verteilt?“ „Weil man in Frankreich einen wunderbaren Weitblick besitzt und annimmt, daß es vielleicht im August schneien könnte!“...

Neues vom Büchermarkt.

Kriegsgedichte, Novellen usw.

* „Modernste Kriegswaffen — alte Erfindungen.“ Von F. W. Feldhaus. (Verlag Abel u. Müller, Leipzig.) Unzweifelhaft ein interessantes Werkchen, das uns die hervorragendsten Erscheinungen der modernen Technik im Zusammenhang mit der Kriegsführung in früherer Zeit in anschaulichster Weise, unterstützt durch zahlreiche klare Abbildungen in Wort und Bild vor Augen führt. Eine Überraschung erleben wir bei dem auch wissenschaftlich wertvollen archäologischen und historischen Werk insofern, als der Verfasser gleichzeitig darstellt, wie alle in diesem Weltkriege zur Anwendung kommenden Kriegswaffen bereits vor Jahrhunderten, ja vor Jahrtausenden ihre Vorläufer gehabt haben; mag es sich nun um die Gulaschanone, um das Revolvergeschütz oder um das Luftschiff oder Unterseeboot handeln. Vom fliegenden Menschen erzählt der Tobesitzer Simons im Birkus zu Rom im Jahre 67 n. Chr.; das erste Tauchboot wurde auf der Themse im Jahre 1623 versucht, ebenso wie ein Propheet des Luftkrieges schon 1670 in dem Jesuitenlande erstand, der da sagte: „denn wer sieht nicht, daß keine Stadt vor Überfällen sicher wäre, da das Schiff ja jede Stunde über der Stadt erscheinen könnte.“ In einer Robinsongeschichte wird uns von einer Flugmaschine berichtet. Den Luftballon kennen wir vom Jahre 1799 her und das Dampfluftschiff von 1842. Anno 1420 erfand der Paduacer Universitätsprofessor Fontana das selbstfahrende Torpedo, Sprenggeschosse, Bomben mit Seifenlauge und Teufelsöl, Schrakomben wurden bereits 1405 verwendet. Die ersten Anregungen zur optischen Telegraphie stammen aus dem Jahre 1689. Waren diese Erfindungen, wie Feldhausens Buch zeigt, auch oft von der allereinfachsten Form, so beweisen sie doch, daß auch im gegenwärtigen Kriege fast nichts zu Angriff- und Verteidigungszwecken gebraucht wird, was nicht schon einmal gewesen wäre. H.

* „Kriegsbriefe deutscher Studenten.“ Herausgegeben von Prof. Dr. H. W. Bittkop. (Verlag Fr. A. Berthes, A.-G., Gotha, 1916.) Nicht im Hinblick auf interessante anekdotische Ereignisse hat der Freiburger Literaturhistoriker seine Sammlung deutscher Studentenbriefe zusammengestellt; das seelische Erlebnis, die Wirkung unserer grausam-großen Zeit auf das innere Empfinden der akademischen Jugend war für ihn bedeutsam. Wir dürfen den größeren Werke gleichen Titels, das nach dem Kriege erscheinen soll und von dem hier nur eine Auswahl geboten wird, erwartungsvoll entgegensehen. H. G.

Romane, Novellen usw.

* „Der gewürzige Hund.“ Roman von Helene Wöhlau. (Verlag Müller u. Co., Berlin, Wien.) Eine feine, kleine, heilige, blonde Frau mit einer so großen, gütigen Liebe im Herzen, mit so viel weicher Hingabe, wie sie jeder Mann ersehnt und, die dauernd genossen, doch jeden Mann unrettbar zur Brutalität treibt — so ein Elfenwesen schildert uns Helene Wöhlau in ihrem neuesten Roman, der uns in die Zeit vor 100 Jahren zurückführt. Der Gatte dieser süßen, blonden Frau ist ein abellauniger Träumer, der sie liebt und herzt, der auch die feine Biederlichkeit ihrer Seele und ihres Körpers schätzt, doch ihre Innerlichkeit zur Selbstaufopferung treibt. Auch Goethe geistert noch durch dieses Werk, seine Christiane Vulpius aber fällt es lebendig mit Sommerfreude, lebensfrohe Menschen neben Träumern, Ausbilder und schöne Jungfrauen beleben es, und von jener schönen, annuität ruhewollen Zeit gefesselt, verschafft uns Helene Wöhlau wieder freundliche Stunden, die uns den Krieg vergessen machen, trotzdem auch in diesen Roman die Kriegsdrummeten einer vergangenen Zeit hineinschmettern. Doch das geht uns eigentlich verloren, zu weit ab verflingt das, von jener großen Verzezeit Deutschlands ist nichts zu spüren in dem Buch, nur durch ein offenes Fenster hören wir das Schreien der Heerscharen. Und es ist gut, daß uns die Kunst hinwegführt von den Schlachtfeldern; so viele von uns wollen nichts mehr vom Krieg hören, weil wir ihn erleben müssen. O. S.

* „Die Freier der Susanne von Duff.“ Roman von El-Correi. (Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, G. m. b. H., in Berlin, SW. 11.) El-Correi hat mit diesem Werk einen außerordentlich reizvollen Roman geschaffen, der besonders durch die Echtheit des Milieus — er spielt zum größten Teil in Florenz — fesselt. Im Mittelpunkt der Handlung steht die junge blonde Deutsche, die das Weib des verwichenen, adeligen Florentiners wird, eines bornehm, aber eben ganz italienisch empfindenden Menschen. Ihr Herz befißt er nie trotz allen Wehens, das gehört dem deutschen Prinzen, dem sie sich wohl später vermählen wird. Denn Glafone bringt das höchste Opfer, er nimmt sich das Leben, um freie Bahn für Susanne zu schaffen. Dieses Werk ist ein neuer Beweis für die starke Begabung der

Dichterin, die besonders psychologisch Wertvolles bietet und die viele kleine Einzelheiten liebevoll erfüllt und erfasst, lebendig wiedergibt. B. v. N.

* „Novellen und Legenden.“ Von Theodor Wirtz. (Verlag Quelle u. Meyer, 1916. 305 Seiten.) Wer Wirtz „Weltbild in Biographien“ kennt, eine sowohl in wissenschaftlicher wie literarischer Währung vorzügliche Leistung, dürfte Gutes erwarten. Der Verfasser, zwar noch Neuling auf dem Pfade der Dichtkunst, verfügt über ein hervorragendes Gestaltungstalent, hat große Darstellungskraft, Phantasie und, was auch nicht zu unterschätzen ist, die Gedanken kommen ihm mühelos und geben dem etwas schwereren modernen Stoff, der den Novellen zum Vorwurf dient, leichtem, graziosen Schwung. In 4 Novellen aus verflungenen Zeiten läßt Wirtz Sagen und Legenden Roms und Griechenlands auferstehen, in der fünften führt er uns in das Haus Ciceros, um die Zeit der römischen Bürgerkriege. In dieser letzten Erzählung ist der Literat dem Gelehrten nicht gerecht geworden und es verbleibt dem Leser eine merkwürdige Leere. Es wird von geschichtlichen Namen und Tatsachen lange geredet, die allgemein bekannt sind und trotz aller eingestreuten niedlichen Zwischenstücke, ich erinnere nur an die junge Gärtnerfrau Modeste, die in der Bergola Metterrosen schneidet, nicht befriedigen. Fortuit, ein römisches Märchen, ist dem Verfasser am besten gelungen. Hier war seiner Phantasie der weiteste Spielraum gelassen und die meisten Gestaltungsmöglichkeiten konnten herausgeholt werden. In allen drei anderen Novellen befriedigt der Schluß nicht ganz, d. h. es fehlt die Logik zur Begründung der Handlung. Wohl mag es sein, daß diese kleinen Mängel weniger Wirtz als dem historischen Stoff anzukreiden sind, denn die geschichtliche Vorlage bindet den Dichter immer an eine Tatsache und setzt so seinem freien Schaffen von vornherein feste Schranken. Erwähnen möchte ich noch die feine geübte Ausstattung des Buches und die guten beigegebenen Bilder. M. v. L.

Medizinisches.

* „Der Krieg und die Reserveträfte des Nervensystems.“ Von Dr. A. Bid. (Sammlung Bunte, Bd. XI, Heft 5.) Angesichts der hohen Anforderungen, welche an die Kräfte, besonders an die Nerven in dem großen Krieg kämpfenden gestellt werden, ist diese Arbeit in ganz besonderem Grade aktuell. Der Verfasser weist darauf hin, daß wir in der Norm nur mit einem Teil unseres Nervensystems arbeiten, und daß wir uns Kraftreserven aufsparen, welche in Aktion treten, wenn an das Nervensystem ganz besondere Ansprüche gestellt werden, wie dies ein Krieg von dem Umfange des gegenwärtigen mit sich bringt. Er erläutert die Affekte, die in der Mobilisierung der Reserveträfte sich als wirksam darstellen: Angst und Schreck auf der einen Seite, Ehre, Pflichtbewußtsein, Vaterlandsgefühl auf der anderen. Die außerordentlich interessant geschriebene Abhandlung verdient eingehende Berücksichtigung. Dr. C. M.

Verschiedenes.

* „Regie.“ Die Kunst der szenischen Darstellung von Karl Sagemann. (Verlegt bei Schuster u. Loeffler, Berlin und Leipzig.) Eine schwere Aufgabe hat Sagemann mit diesem Werk durchgeführt. Ist es schon eine heisse Sache, das Wesen irgend einer Kunstgattung eindeutig klarzulegen, um wieviel schwieriger und komplizierter ist es, die Nischschnur zur Ausübung dieser Kunst anzugeben und dabei völlig unparteiisch bleibend, diese Kunst zu analysieren und zu fördern suchen. Sagemann hat es vermocht. Er bespricht alle Arten der Regiekunst, umzeichnet genau die Aufgaben des Regisseurs, gibt Ratssätze und Anweisungen zur Erzielung von bühnenwirksamen Aufführungen, führt verschiedenartige Regie- und Inszenierungsmöglichkeiten an und eröffnet Ausblicke, nach denen zu streben Ziel und Aufgabe eines jeden tüchtigen Regisseurs ist. Um diese Ausführung leichtverständlich und interessant zu machen, bringt der Verfasser sehr viele lehrreiche Beispiele aus seiner langjährigen Bühnenpraxis und verzieht sie mit zahlreichen Zeichnungen und Dekorationen. Nicht nur in die Hand eines jeden Theaterleiters und Regisseurs gehört dieses vorzügliche Buch, sondern auch der gebildete Laie, welcher Interesse für das Theater und die innere Struktur der szenischen Darstellung hat, wird Freude an dem lehrreichen Werke haben und die Kunst der Regie verstehen lernen, soweit es aus der Theorie möglich ist. M. Ch.

* „Frankfurter Universitätsreden 1915.“ Von Dr. Ludwig Böhle, o. ö. Professor der Staatswissenschaften. (Druck und Verlag von Werner u. Winter, G. m. b. H., Frankfurt a. M.) Eine Wiedergabe seiner sehr zeitgemäßen und finanzpolitischen Rede bei der Feier des Rektoratswechsels der Universität Frankfurt a. M. am 28. Oktober v. J. über die neuere Entwicklung des Zinsfußes und der Einfluss des Weltkrieges auf seinen Stand. tz.